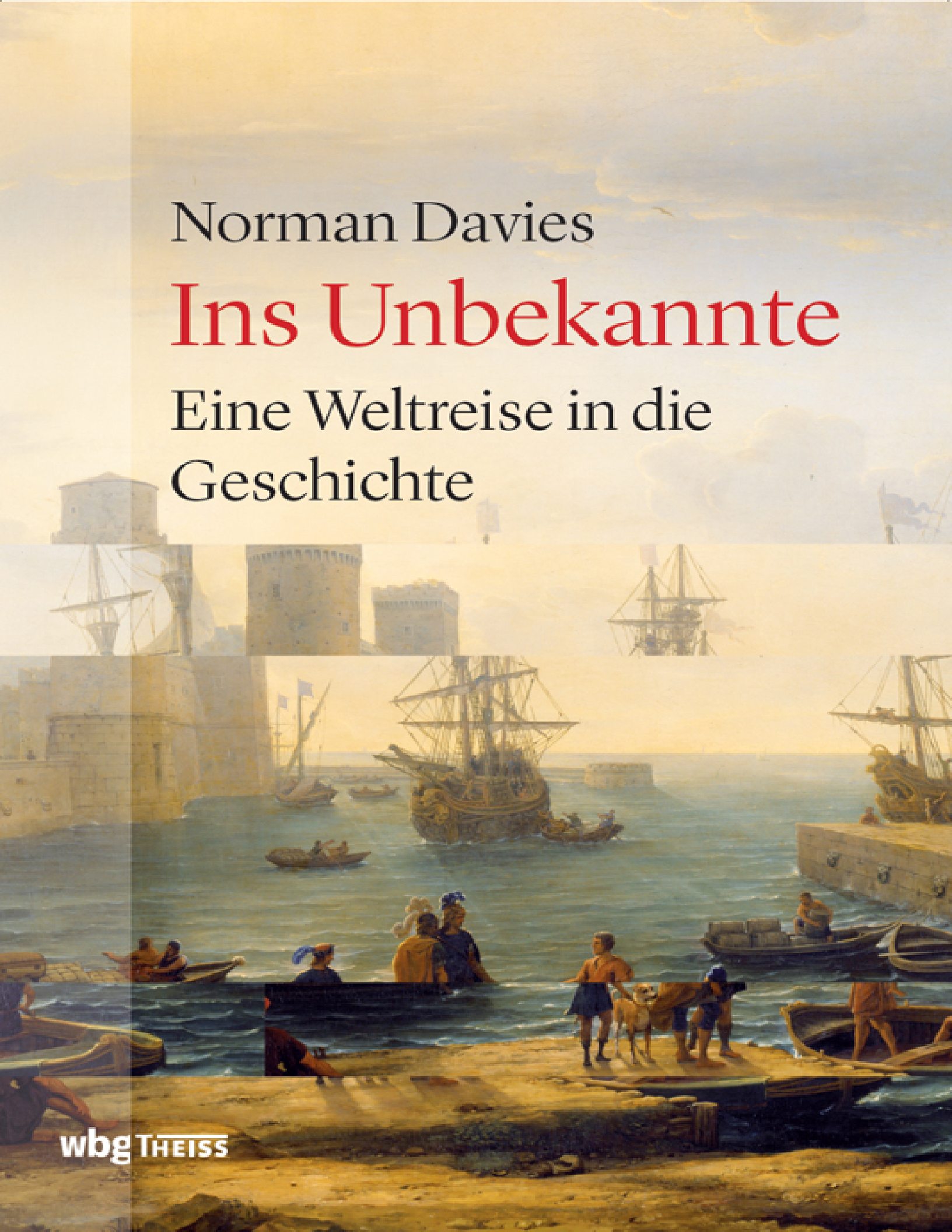


Norman Davies

Ins Unbekannte

Eine Weltreise in die
Geschichte



Norman Davies

Ins Unbekannte

Eine Weltreise in die Geschichte

Aus dem Englischen

von

Tobias Gabel und Jörn Pinnow

wbgTHEISS

Impressum

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Beneath Another Sky. A Global Journey into History
by Penguin Books Ltd, London.
Text copyright: © Norman Davies 2017

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung
durch elektronische Systeme.

wbg Theiss ist ein Imprint der wbg
© 2020 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg
ermöglicht.
Lektorat: Kristine Althöhn, Mainz
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Umschlagabbildung: Claude Lorrain, „Einschiffung des Odysseus“ (1646),
Paris, Musée du Louvre.
Foto: © akg images.
Umschlaggestaltung: Harald Braun, Helmstedt

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-4114-3

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-4123-5
eBook (epub): 978-3-8062-4124-2

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)

Inhalt

Einleitung. Wo die Zitronen blühen – Von Pilgern und Entdeckern

1. Kerno: Das Reich des Quonimorus
2. Baki – Baku: *Flame Towers* im Land des Feuers
3. Al-Imarat: Berge von Geld und tankerweise Missverständnisse
4. Dilli – Delhi: Dalits, Tempel und Salutschüsse
5. Melayu: Amok oder *amuk* an der „schlammigen Mündung“
6. Singapura: Inselstadt der Tiger und Löwen

Intermezzo

Oriens: Richtung Sonnenaufgang

7. Moris: Im Land der Kreolen und Dodos
8. Tassie: Das „Down Under“ von „Down Under“

9. Aotearoa: Laufvögel im „Land der langen weißen Wolke“
10. Otaheiti: Auf der Jagd nach dem Paradies
11. Tejas: Comanchen, Chicanos und Siedler – Freunde und Feinde
12. Mannahatta: Delawares, Holländer und viele Sklaven
13. Rückkehr, transatlantisch: Widersinnig oder doch im Sonnensinn?
14. FRA: Boarden, Fliegen, Abstürzen, Verschwinden und Landen
15. Imperium: Europäische Geschichte wird exportiert

Nachwort

Anmerkungen

Ortsregister

Abbildungsverzeichnis

Einleitung

Wo die Zitronen blühen - Von Pilgern und Entdeckern

Die liebste Lektüre meiner Mutter war John Bunyans *Pilgerreise (The Pilgrim's Progress)*.¹ Über Jahre lag dieses Buch auf ihrem Nachttisch, fast wie ein stiller Tadel an die Adresse meines Vaters, dessen sehr viel seichterer Lieblingsschmöker, *Der Graf von Monte Christo*, stets neben seinem Kissen auf der gegenüberliegenden Seite des Bettes zu finden war.² Die Helden dieser beiden Bücher verkörperten die so verschiedenen Gemüter meiner Eltern – und ich habe allen Grund zu der Annahme, dass „der Pilger“ und „der Graf“ auch in jenen Augenblicken diskret zugegen waren, in denen mein eigener Lebensweg seinen Anfang nahm.

Trotz einer obligatorischen Wallfahrt zu der Stelle, wo in Elstow, Bedfordshire, einmal sein Geburtshaus gestanden hatte – ich muss damals sieben oder acht Jahre alt gewesen sein –, bin ich mit Bunyan nie wirklich warm geworden. Er ist Puritaner gewesen – mehr noch: ein puritanischer *Prediger*, ernst und streng. Und doch habe ich ausgerechnet bei ihm jene wunderbare Allegorie kennengelernt, die den Lebensweg als eine Reise durch wechselvolles Gelände beschreibt, mitsamt allen „Sümpfen der Verzweiflung“, aber auch mit „herrlichen Höhen“; als

eine Reise, an deren Ende die Ankunft in einer „himmlischen Stadt“ lockt. Bei der allmorgendlichen Schulversammlung schmetterten wir aus voller Kehle Bunyans mitreißendes *To Be a Pilgrim*, das einzige Kirchenlied aus seiner Feder:

He who would valiant be
'Gainst all disaster,
Let him in constancy
Follow the Master.
There's no discouragement
Shall make him once relent
His first avowed intent
To be a pilgrim.

Wer sich im Lebenssturm
fest will bewähren,
folge dem Meister nur
und seinen Lehren.
Keiner Enttäuschung Schlag
zeitigt, dass er verzagt
und schließlich ganz entsagt
dem Weg des Pilgers.³

Die markante Melodie von Ralph Vaughan Williams, nach der Bunyans Text heute meist gesungen wird, trägt zu der immensen Wirkung des Liedes noch einiges bei.

Das Singen von Kirchenliedern war ein wesentlicher Teil meiner Erziehung. Noch immer kann ich mich ans Klavier setzen und Dutzende dieser Lieder aus dem Gedächtnis spielen. Aber keines davon kommt für mich an *Cwm Rhondda* heran, ein ursprünglich walisisches Lied, das als „Gebet um Stärke auf der Reise durch die Wildnisse dieser Welt“ ins Englische übertragen wurde. Es erklingt in einem

kräftigen As-Dur und ist, was kräftigende Kirchenlieder angeht, *das* Stärkungsmittel überhaupt:

Guide me O Thou, Great Redeemer,
Pilgrim in this barren land.
I am weak, but Thou art mighty;
Hold me with Thy powerful hand.
Bread of Heaven! Bread of Heaven!
Feed me till I want no more.

When I pass the banks of Jordan
Bid my anxious fears subside.
Death of death, and Hell's destruction
Bring me safe to Canaan's side.
Songs of Praises! Songs of Praises!
I will ever give to Thee.

Leite mich, du großer Retter,
den Pilger in der Wüstenei.
Ich bin schwach, doch du bist mächtig;
deine Rechte mach' mich frei.
Brot vom Himmel! Brot vom Himmel!
Gib mir, bis ich hab' genug.

Wenn ich Jordans Fluten quere,
lindre meiner Ängste Qual. Todes
Tod, der Höll' Zernichtung
führ' mich heim in Kanaans Saal.
Halleluja! Halleluja!
will ich singen immerdar.⁴

Wann immer ein „Sumpf der Verzweiflung“ sich drohend auftut: ein oder zwei schnelle Durchgänge von *Cwm Rhondda*, und man kann seine Reise sicheren Schrittes fortsetzen.

Ein- oder zweimal im Jahr nimmt mein Sohn Christian (der unter anderem nach dem Helden von Bunyans Buch so getauft wurde) mich mit ins Millennium Stadium von Cardiff – um ein Rugbyspiel zu sehen, natürlich, aber auch, damit ich den Fangesängen lauschen kann. Bei diesen Gelegenheiten wird der walisische Text von *Cwm Rhondda* gesungen, und das sogar mit noch mehr Inbrunst:

*Arglwydd, arwain trwy'r
Fi berein gwael ei wedd
Na does ynof nerth na bywyd
Fel yn gorwedd yn y bedd:
Hollaluog! Hollaluog!
Ydw'r Un a'm cwyd i lan
Ydyw'r Un a'm cwyd i lan.*⁵

Sowohl mein Vater als auch meine Mutter haben ältere Brüder im Ersten Weltkrieg verloren, der noch heute in Großbritannien schlicht als „der große Krieg“, *the Great War*, bezeichnet wird. Die meisten populären Stücke aus ihrem Liederschatz entstammten jenen Kriegsjahren und tauchten – damit ich auch noch etwas davon hatte – in den 1960er-Jahren in Joan Littlewoods brilliantem (später auch verfilmten) Satire-Musical *Oh, What a Lovely War!* wieder auf. Meist geht es in diesen Liedern um Verlust und Sehnsucht:

There's a long, long trail a-winding
Into the land of my dreams
Where the nightingales are singing,
And a white moon beams.

There's a long, long night of waiting
Until my dreams come true,
Till the day when I'll be going down
That long, long trail with you.

Eine lange Straße windet
sich für mich in einen Traum,
wo die Nachtigall verkündet
Fried' in mondbeglänzttem Baum.

Eine lange Nacht, die dauert
ohne dich noch mal so lang –
wann erwach' ich mit dem Schauer,
dass ich mit dir dort wandeln kann?⁶

Nur wenige moderne Popsongs, finde ich, können da mithalten, was Melodie, Stimmung oder Aussage angeht.

In der achten oder neunten Klasse lasen wir in der Schule William Hazlitts *On Going a Journey* („Über das Reisen zu Fuß“), einen Klassiker des englischen Essays. Für mich war es eine wahre Offenbarung, dass da einer seine eigenen Gedanken und Gefühle mit derart gründlicher Präzision – und in aller Seelenruhe! – zergliedern und reflektieren konnte. Hazlitt (1778–1830), der tatsächlich ein ziemlich erbärmliches Leben führen musste, feiert in seinem Essay die Freuden der Einsamkeit und den therapeutischen Nutzen des Reisens. Am bekanntesten ist der folgende Satz: *It is better to travel than to arrive* – „Reisen ist besser als ankommen“ oder anders gesagt: Der Weg ist das Ziel. Aber Hazlitts Text enthält noch weitere Perlen: „Nie bin ich weniger allein, als wenn ich ganz allein bin“ etwa oder das folgende Motto: „Gebt mir den strahlend blauen Himmel über mir, das saftig-grüne Gras unter meinen Füßen und drei Stunden Fußmarsch bis zum Abendessen – und dann wird nachgedacht!“⁷

Zu meinem ewigen Vorteil teilten gleich mehrere meiner Lehrer Hazlitts Philosophie; immer wieder unternahmen sie mit uns Ausflüge, bei denen wir jede Menge saftig-grünes Gras unter die Füße bekamen. Ich kann nicht sehr viel älter als zehn Jahre gewesen sein, da hatte ich bereits die *fells*

des nordenglischen Lake District erklommen, angefangen mit dem Helvellyn und seinen immerhin 951 Metern; ich hatte den Peak District in Mittelengland erkundet (zuerst bestiegen wir den Mam Tor) und war über die Lichtungen des altehrwürdigen New Forest in Südengland gestreift, wo wir in Queen's Bower auf der Isle of Wight unser Lager aufgeschlagen hatten. Ich war durch die Einöde von Dartmoor im Südwesten Englands gewandert und hatte mein Zelt vor den Mauern einer Burg in den schottischen Highlands aufgeschlagen, während der Dudelsackspieler des *lairds* – des Burgherrn – uns eine Serenade blies.

Ein weiterer Lehrer, der in nur kurzer Zeit einen tiefen Einfluss auf mich ausübte, war David Curnow, der später Professor für englische Literatur an der Amerikanischen Universität von Beirut werden sollte. Als jungem Cambridge-Absolventen hatte man ihm die beinahe unmögliche Aufgabe übertragen, in die Dickschädel einer Horde von Oberstufenschülern, die noch dazu Englisch als Hauptfach bereits abgewählt hatten, so etwas wie literarische Sensibilität einzutrichtern. Hochgewachsen und elegant, spielte er seine Rolle perfekt: das Haar zu einer modischen Tolle nach Art der *Teddy Boys* frisiert, mit einer etwas geckenhaften Krawatte angetan und in Hosen aus Cavalry-Twill, an deren akkurat gepressten Bügelfalten man sich hätte schneiden können. Seine Strategie war es, leise und unauffällig den Raum zu betreten, die Hände in den Hosentaschen – wobei er den Tumult, den wir gerade veranstalteten, vollkommen ignorierte –, sich ein Stück Kreide zu schnappen und (ohne auch nur ein Wort zu sagen) einige Verse an die Tafel zu schreiben. Dann drehte er sich blitzschnell um, sah den Dickschädeln unerschrocken ins Auge (wobei er weiter schwieg) – und wartete auf eine Reaktion:

Ah Sun-flower! weary of time,
Who countest the steps of the Sun:

Seeking after that sweet golden clime
Where the traveller's journey is done.
Where the Youth pined away with desire,
And the pale Virgin shrouded in snow:
Arise from their graves and aspire,
Where my Sun-flower wishes to go.

Ach, Sonnenblume! du bist es müd,
zu bemessen der Sonne Hast,
suchend das glückliche Land im Süd,
wo der Reisende findet Rast:
Wo der Jüngling, der hinschwand in Schmachten,
und die Jungfrau, das Herz vereist,
aus den Gräbern erstehn und trachten,
wohin meine Sonnenblume weist.⁸

Der Effekt war enorm: Der Tumult ebte ab, und Schweigen fiel auf den Raum voller pubertierender Burschen, die alle bereits selbst erfahren hatten, was es hieß, „in Schmachten hinzuschwinden“, und die nun plötzlich begriffen, dass William Blake *mit ihnen selbst sprach*, wenn er über das Leben und den Tod, über Sexualität und spirituelle Grenzerfahrungen dichtete.

Etwa zur selben Zeit entdeckte ich, ganz zufällig, die Welt der Reiseliteratur. Beim Stöbern in der Stadtbücherei von Bolton stieß ich auf eine ungewöhnlich große Abteilung mit Reiseberichten und -erzählungen, die meisten davon aus viktorianischer Zeit. Unter den Büchern, die sich mir besonders eingeprägt haben, waren solche Klassiker wie Arthur Youngs *Reisen durch Frankreich* (1792), Alexander Kinglakes *Eothen* (1844), *Wildes Wales* von George Borrow (das meine Neugier auf Genealogie und Familienforschung lenkte), Robert Louis Stevensons *Reise mit dem Esel durch die Cevennen* (1879), dem ich eine tiefe Faszination mit dem ländlichen Frankreich verdankte, und Joshua Slocums

fesselnder Bericht von seiner Solo-Weltumseglung, *Allein um die Welt* (1900). Mein unbestrittener Favorit war jedoch William Cobbetts *Rural Rides* („Ritte über Land“, 1830), in dem sich detaillierte Beschreibungen von weiten Ausritten durch das vorindustrielle England mit prägnanten politischen und sozialen Analysen und Urteilen verwoben. Schon lange bevor ich selbst nach Oxford kam, konnte ich bei Cobbett nachlesen, worauf ich mich einzustellen hatte:

Wie mir die große Menge von Bauwerken in den Blick kam, die sie in Oxford als die Bienenstöcke ihrer sogenannten „Gelehrsamkeit“ errichtet haben, da konnte ich nicht anders, als an all die Drohnen zu denken, die darin hausen, und an all die Wespen, die Jahr für Jahr daraus hervorschlüpfen! Mögen manche unter diesen Geschöpfen auch noch so böseartig sein, ihr auffälligster, ja ihr beherrschender Charakterzug bleibt doch die *Torheit*: völlige Leere in den Köpfen, Mangel an Talent, und die Hälfte der Kerle, die sie hier *gebildet* nennen, taugte noch nicht einmal als Gehilfe in einem Kramladen oder Tuchkontor. ... Da stieß ich unwillkürlich und wie zu mir selbst hervor: „Herbei, o ihr Großkopferten, ihr prächtig genährten Doktoren! Herbei, ihr vermögenden Kirchenmäuse, denen arme Schlucker *per annum* einhunderttausend Pfund Sterling in die Geldkatze stecken! ... So kommt doch herbei und schaut mir ins Gesicht, der ich mit der Schreiarbeit meiner Mußestunden [mehr] unter euren Schäfchen gewirkt habe als ihr alle zusammen in dem vergangenen halben Jahrhundert!“⁹

Kaum weniger inspirierend für einen heranwachsenden Burschen wie mich waren fiktionale Reiseerzählungen. Unter den Büchern, die ich vor Begeisterung geradezu verschlang, waren Jules Vernes *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*, Arthur Conan Doyles *Die vergessene Welt* und *König Salomons Schatzkammer* von H. Rider Haggard.

Als ich einmal mit Mumps oder Masern das Bett hüten musste, las ich *Die Zeitmaschine* von H. G. Wells – das heizte meine Fieberträume wohl eher noch an! In meiner Fantasie erfand ich eine eigene Maschine, mit der man die Lichtstrahlen, die von einem beliebigen Ereignis in der Geschichte reflektiert worden waren, auffangen, bündeln und wiederum projizieren konnte. Auf diese Weise – man musste nur die Regler an der Maschine auf einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit einstellen, wie etwa „Thermopylen, – 480“ oder „Hastings, +1066“ – würde man dann ein wahrheitsgetreues Bild der jeweiligen Szene rekonstruieren können. „Tatsächlich gibt es vier Dimensionen“, heißt es bei Wells, „von denen wir drei die Ebenen des Raumes nennen, und eine vierte, die *Zeit*.“ Das ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Nach mühsamen Reisen durch Raum und Zeit würde ich reich belohnt werden: mit grenzenlosem Wissen, den Eindrücken von unzähligen Wundern und allen Geheimnissen dieser Erde!¹⁰

Heute fällt mir immer wieder auf, dass die angeblichen Experten, denen wir Top-10- oder Top-20-Listen der „Besten Reisebücher aller Zeiten“ verdanken, die Ursprünge des reiseliterarischen Genres fast ausnahmslos ignorieren.¹¹ Die meisten Autoren, die sich gegenwärtig über Reiseliteratur äußern, scheinen beispielsweise in seliger Unkenntnis von Goethes *Italienischer Reise* zu schreiben – eines wahren Grundpfeilers des reiseliterarischen Kanons! Goethe bereiste Italien während zweier Jahre unmittelbar vor der Französischen Revolution, aber er veröffentlichte seine Aufzeichnungen von dieser Rundreise erst mehr als drei Jahrzehnte später, nachdem er sie durch umfangreiche Reflexionen und Kommentare erweitert hatte. Auf den ersten Blick ähnelt sein Bericht den unzähligen Beschreibungen der *Grand Tour*, die betuchte Bildungsreisende aus ganz Europa schon seit Jahrhunderten zu Papier gebracht hatten. Tatsächlich

jedoch war die *Italienische Reise* höchst innovativ. Nach Goethes über Jahre gereifter Überzeugung bestand der höchste Zweck des Reisens darin, Selbst-Entdeckung zu betreiben; das Reisen war für ihn gleichsam eine „Schule des Sehens“, aber er wollte, wie er schrieb, vor allem sich selbst besser in den Blick bekommen: „Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um sich selbst zu betriegen [sic], sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen ...“¹² Indem er immer neue, unbekannte Landschaften, Kunstwerke und Menschen aufsuchte und kennenlernte, suchte Goethe also – indem er der Wirkung nachspürte, die diese Erlebnisse auf ihn hatten –, mehr über seine eigenen Vorlieben und vorgefassten Meinungen zu erfahren. Das tat er zu einem großen Teil im Rahmen seiner „Entdeckung der Antike“, wie man diese Etappe seines Lebenswegs charakterisiert hat: Goethe gelangte zu der Einsicht, dass die Griechen und Römer uns keineswegs nur Scherben und Ruinen hinterlassen hatten, sondern quicklebendige Traditionen. So kann man sein Reisen und das Schreiben darüber als Teile eines großen Experiments begreifen, das kulturelle und psychologische Fragestellungen miteinander verband.

Goethe war also alles andere als ein simpler Chronist. Und obwohl die *Italienische Reise* auf seinen Reisetagebüchern der Jahre 1786–88 basiert, hat ihr die spätere Überarbeitung – sorgfältig, Schicht um Schicht – einen eigentümlichen, schillernd-mehrdeutigen Charakter eingeschrieben. Sie war nun, wie Goethe selbst in einem Brief an seinen Freund Zelter bemerkte, „zugleich völlig wahrhaft und ein anmutiges Märchen“.¹³ Seine Liebe zu dem Land jenseits der Alpen indes hat ein Leben lang gehalten:

Kennst du das Land? wo die Zitronen blühn
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl? Dahin! Dahin
Möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn! ...¹⁴

Und natürlich lautete das berühmte Motto, das Goethe seiner *Italienischen Reise* voranstellte: „Auch ich in Arkadien!“ – *Et in Arcadia ego*.

Ich denke mir, dass die damalige Schulleiterin der Bolton School, Margaret Higginson, von ganz ähnlichen Ideen beseelt war, als sie es in den Osterferien 1956 wagte, mit einem Trupp halbwüchsiger Jungen und Mädchen nach Venedig, Florenz und Verona aufzubrechen. Als Lektüreempfehlung für die lange Zugfahrt wies sie uns auf ein schmales Bändchen hin, in dem die Klassiker der lateinischen Literatur in ihrem Zusammenhang mit der italienischen Landschaft vorgestellt werden. Es hieß *Poets in a Landscape (Römisches Arkadien. Dichter und ihre Landschaft)*, und ich war sofort gefesselt – der Beginn einer lebenslangen Begeisterung.¹⁵ Was ich damals nicht wusste, war, dass der Verfasser des Büchleins, Gilbert Highet – ein Altphilologe schottischer Herkunft, der sich an amerikanischen Universitäten einen Namen gemacht hatte –, zuvor bereits eine wahre „Bibel“ seiner Zunft publiziert hatte: *The Classical Tradition*.¹⁶ „Die Welt ist klein geworden heutzutage“, hatte Highet in einem anderen Buch namens *People, Places and Books* geschrieben, „aber die Geschichte bleibt doch weit und tief. Mitunter kommt man weiter herum, wenn man in den eigenen vier Wänden ein Geschichtsbuch liest, als wenn man mit Schiff oder Flugzeug Tausende von Meilen zurücklegt.“¹⁷

Ich war gerade achtzehn geworden, da reiste ich zum ersten Mal allein ins Ausland. Die Aufnahmeprüfungen für Oxford hatte ich bereits erfolgreich hinter mich gebracht; nun sollte ich in der Dauphiné, genauer gesagt in Grenoble,

mein gesprochenes Französisch vervollkommen – und wohl auch meine Eigenständigkeit und „Überlebensfähigkeit“ in fremder Umgebung unter Beweis stellen. Den Plan für diese Expedition hatte ich mir selbst überlegt, inspiriert durch meine Lieblingscousine Sheila, die vor dem Zweiten Weltkrieg dort studiert hatte und in deren Fußstapfen ich – so viel stand fest – nun treten wollte. Die genaue Wahl meines Ziels war indes auch durch die Nähe der französischen Alpen beeinflusst. So belegte ich Kurse an der Universität von Grenoble und nahm ein Zimmer bei der Familie De la Marche in der Rue du Lycée, Hausnummer 5 (das Haus steht nun schon lange nicht mehr). Der freundlichen Zuwendung meiner verwitweten Zimmerwirtin – *Madame la Baronne* – verdanke ich viel. Ich freundete mich mit ihren Söhnen an, Christian und Bernard, und zog – obwohl ich mein Reisegeld ja eigentlich nicht zum Skifahren geschickt bekam – bei jeder sich bietenden Gelegenheit in die Berge hinauf. Wie ich bald herausfand, war es einer der besten Wege, mein Französisch zu verbessern, mich selbst als „Lehrer“ zu betätigen: Ich half Marie-Louise, der kleinen Schwester meiner beiden Kameraden, bei ihren Hausaufgaben und wiederholte die Übungen in ihrem Lehrbuch dann für mich selbst. Marie-Louise, die von allen in der Familie nur *Choupette* gerufen wurde – „Süße“ oder „Püppchen“ etwa –, mag damals zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen sein. Eines Tages sollte sie ein Sonett aus dem 16. Jahrhundert auswendig lernen:

Heureux qui, comme Ulysse, a fait un beau voyage,
Ou comme cestuy-là qui conquiert la toison,
Et puis est retourné, plein d'usage et raison,
Vivre entre ses parents le reste de son âge.

Quand reverrai-je, hélas, de mon petit village
Fumer la cheminée, et en quelle saison
Reverrai-je le clos de ma pauvre maison,

Qui m'est une province, et beaucoup davantage?

Plus me plaît le séjour qu'ont bâti mes aïeux
Que des palais Romains le front audacieux:
Plus que le marbre dur me plaît l'ardoise fine.

Plus mon Loir [sic] gaulois que le Tibre latin,
Plus mon petit Liré que le Mont Palatin
Et plus que l'air marin la douceur angevine.

GLÜCKLICH, wer wie Odysseus eine schöne Reise
Machte oder der Mann, der einst das Vlies errang
Und wiederkam, erprobt und voller Weisheit, lang
Zu leben für den Rest nur im vertrauten Kreise!

Wann seh ich wieder, ach, in meinem Dorf aufsteigen
Den Rauch übern Kamin? In welcher Jahreszeit
Seh ich den Garten dort, mein armes Haus – bereit
Für mich Provinz zu sein, viel mehr noch: ganz mir eigen?

Ich liebe mehr den Ort, wo meine Väter wohnten,
Als die Paläste Roms mit ihren kühnen Fronten,
Statt harten Marmors sagt mir feiner Schiefer zu,

Mein kleiner gallischer Loir statt des Lateiners Tiber,
Mehr als der Palatin ist mir mein Hügel lieber,
Statt Salz und Meereswind – die Sanftheit des Anjou.¹⁸

Der Dichter dieser Zeilen, Joachim du Bellay, hatte die
lange Reise aus seiner Heimat – dem Anjou im Westen
Frankreichs – nach Rom auf sich genommen und litt nun
unter schrecklichem Heimweh – ganz wie ich selbst
bisweilen in Grenoble. – Was wohl *Choupette* heute macht
...?

Odysseus – oder „Ulysses“, wie du Bellay und die Römer
ihn nannten – ist natürlich *der* Archetyp des europäischen
Wanderers. Homer hat ihn zum Helden des zweiten Ur-
Klassikers der europäischen Literatur gemacht. Odysseus
(was womöglich so viel bedeutet wie „der Sorgenvolle“)
war als Veteran des Trojanischen Krieges von der

tückischen Nymphe Kalypso auf deren Insel festgesetzt worden und kehrte erst nach zehn langen Jahren voller gefährlicher Abenteuer in seine Heimat auf der Insel Ithaka zurück. Homers epischer Bericht von diesen Abenteuern umfasst genau 12 110 Verse im daktylischen Hexameter. Meine eigene Ausgabe der *Odyssee* – eine englische Prosaübertragung – habe ich zu einer Zeit gekauft, als man mir mit einigem Druck nahelegte, ich solle mich doch für den auserlesenen Kreis derer bewerben, die an meiner Schule Griechisch lernten. Die HomerÜbersetzung fand ich dann allerdings – leider! – alles andere als spannend. „Schon hatten alle Überlebenden des Krieges den Weg in die Heimat gefunden“, begann sie ganz nüchtern, „und so die Gefahren von Schlachtfeld und Seefahrt hinter sich gelassen ...“¹⁹ Vielleicht wäre mein Enthusiasmus größer gewesen, hätte mir nur jemand von der viel älteren Übersetzung George Chapmans (1559-1634) erzählt, eines Zeitgenossen Shakespeares, der nur ein Jahr vor dem Tod Joachim du Bellays geboren wurde. Dann hätte mich womöglich auch jener glühende Eifer gepackt, den John Keats in seinem Sonett *On First Looking into Chapman's Homer* („Als er zum ersten Mal in Chapmans Homer las“) so trefflich beschrieben hat:

Much have I travelled in the realms of gold,
And many goodly states and kingdoms seen;
Round many western islands have I been
Which bards in fealty to Apollo hold.
Oft of one wide expanse had I been told
That deep-brow'd Homer ruled as his demesne;
Yet did I never breathe its pure serene
Till I heard Chapman speak out loud and bold ...

Viel goldene Lande schon hab ich durchreist,
Glänzende Macht und Herrschaft sah ich viel;

Im Westen manches Eiland fand mein Kiel,
Freistatt den Dichtern nach Apolls Geheiß.

Oft kam von einem Großreich mir die Kunde,
Dort, hieß es, herrscht mit hoher Stirn Homer;
Doch spürt' ich seine reine Luft nicht eher
Als Chapmans Kraft mir sprach mit kühnem Munde ...²⁰

Chapmans Homer-Übertragung aus dem 17. Jahrhundert, von der Keats so begeistert war, ist in kunstvollem Paarreim gehalten, wobei jeder Einzelvers zehn Silben zählt. Die berühmte Eröffnung der *Odyssee* („Sage mir, Muse, die Taten des vielgewanderten Mannes ...“) klingt bei Chapman demnach so:

The Man (O Muse) informe, that many a way
Wound with his wisdom to his wishèd stay;
That wanderd wondrous farre when He the towne
Of sacred Troy had sackt and shiverd downe.
The cities of a world of nations,
With all their manners, mindes and fashions,
He saw and knew; at sea felt many woes,
Much care sustaind, to save from overthrowes
Himselfe and friends in their retreat for home ...²¹

Nachdem ich das Griechische also törichterweise verschmäht hatte, blieb meine klassische Bildung auf das Lateinische beschränkt, dessen erhabene Perioden und imposantes grammatisches Innenleben ich bald bewundern lernte. Nach kurzer Zeit hatten wir uns genug sprachliches Rüstzeug angeeignet, um mit Vergils *Aeneis* bekannt gemacht zu werden, die ich allerdings eher mit Ehrfurcht denn mit mühelosem Verständnis las – und nicht selten griff ich auf die willkommene Hilfe eines zweisprachigen „Spickers“ zurück:

Arma virumque cano, Troiae qui primus ab oris

Italiam fato profugus Laviniaque venit
litora, multum ille et terris iactatus et alto
vi superum saevae memorem Iunonis ob iram,
multa quoque et bello passus, dum conderet urbem
inferretque deos Latio, genus unde Latinum
Albanique patres atque altae moenia Romae.²²

Waffentat künde ich und den Mann, der als erster von
Troja,
schicksalgesandt, auf der Flucht nach Italien kam und
Laviniums
Küsten, viel über Lande geworfen und wogendes Meer
durch
Göttergewalt, verfolgt vom Groll der grimmigen Juno,
viel auch duldend durch Krieg, bis er gründe die Stadt und
die Götter
bringe nach Latium, dem das Geschlecht entstammt der
Latiner,
Albas Väter und einst die Mauern der ragenden Roma.²³

All diese Texte und Schreibweisen übten einen
nachhaltigen Einfluss auf die abendländische Literatur aus.
Der bedeutendste unter den vielen Erben und Nachfolgern
Homers und Vergils war fraglos Dante Alighieri (1265–
1321), dessen tatsächlich göttliche *Göttliche Komödie*
(*Divina Commedia*) mir noch bevorstand; während meines
Studiums in Oxford sollte sie das Herzstück eines
vertiefenden Prüfungsmoduls über „Das Zeitalter Dantes“
bilden. Dantes Vision von einer spirituellen Reise durch das
Jenseits verdankte sich einer christlichen Perspektive, die
seine heidnischen Vorläufer Homer und Vergil
selbstverständlich nicht teilen konnten. Dennoch tritt der
Florentiner in das große Triumvirat der Seelenreiseführer.
Dante nennt Vergil *lo mio maestro e 'l mio autore* – seinen
„Meister und Urheber“, weshalb er ihn auch als seinen

Lotsen auf dem ersten Abschnitt der Reise ins Paradies verpflichtet.

Über all diesen inneren wie äußeren Abenteuern und Erkundungsfahrten wurde mir immer deutlicher bewusst, dass zum Reisen mehr gehört als der bloße Ortswechsel von A nach B. Tatsächlich geht es im ganzen Prozess der Erziehung nur *einerseits* um den Unterricht im Klassenraum und das Studieren schlauer Bücher; genauso wichtig sind jedoch jene prägenden Einflüsse, denen die Lernenden in einer neuen Umgebung ausgesetzt sind, die ihre Wahrnehmung anregt. Zunächst hätte ich also ohne Weiteres dem Leitsatz zugestimmt, der da besagt – vermeintlich unbestreitbar –, dass „Reisen bildet“. Ich hätte auch Mark Twain zugestimmt, der, selbst ein ausgewiesener Weltenbummler, das Folgende schrieb: „Reisen ist für Vorurteile, Bigotterie und Engherzigkeit lebensgefährlich, und viele unserer Leute benötigen es aus diesem Grunde dringend. Umfassende, gesunde und nachsichtige Vorstellungen von Menschen und Dingen kann man nicht dadurch erwerben, dass man sein ganzes Leben lang in einer kleinen Ecke der Welt vegetiert.“²⁴

Heute bin ich mir da nicht mehr ganz so sicher. In einer Welt, in der das Reisen viel von seinen früheren Beschwernissen – körperliche wie geistige – verloren hat, trifft man Menschen, die Tausende von Kilometern fliegen, nur um in Dubai ein wenig zu shoppen, in Bali am Strand zu liegen oder in Adelaide ein Cricket-Match anzusehen. „Dreimal bin ich schon auf den Galapagos-Inseln gewesen“, hat mir eine augenscheinlich betuchte amerikanische Dame einmal auf einem Langstreckenflug anvertraut, „und ich weiß überhaupt nicht, wo ich als Nächstes noch hin soll!“ Was *lernen* solche Leute, wenn sie reisen – von leichten Temperaturschwankungen und der nicht zu unterschätzenden Aufgabe, sich auf unterschiedlichen Flughäfen zurechtzufinden, einmal abgesehen? Manche

Reisenden legen enorme Entfernungen zurück, ohne dass auch nur ein einziges ihrer sorgsam gehüteten Vorurteile dabei zu Bruch ginge. Reisen bildet – das mag sein, aber leider Gottes bildet es nicht automatisch: „Geht der weise Mann auf Reisen, kommt er weiser wieder her;/Will der Narr das auch beweisen, kommt er wieder närrischer“ – da hat der Volksmund nicht ganz unrecht.

Erst kürzlich las ich, dass einer der frühesten Pioniere der Reiseschriftstellerei, der italienische Renaissancedichter Francesco Petrarca, vor fast siebenhundert Jahren zu demselben Schluss gelangt ist. Im Jahr 1336 bestiegen Petrarca und sein Bruder nämlich – was zur damaligen Zeit absolut unerhört war – den Mont Ventoux in der Provence, woraufhin der Dichter in einem Brief an einen Freund seine Eindrücke von dieser Exkursion festhielt. Bei dem Aufstieg hatte er ein Exemplar von Augustinus' *Bekenntnissen (Confessiones)* bei sich und las auf dem Gipfel eine passende Passage daraus: „Und da gehen die Menschen hin“, schreibt Augustinus da, „und bestaunen die Gipfel der Berge, die ungeheuren Fluten des Meeres, die breiten Wasserfälle der Flüsse, die Größe des Ozeans und die Bahnen der Sterne, aber sie vergessen dabei sich selbst ...“ – über sich selbst staunen die wenigsten.²⁵ Petrarcas Besteigung des Mont Ventoux am 26. April 1336 ist auch als der „Eröffnungstag der Renaissance“ bezeichnet worden.²⁶ Petrarca selbst jedenfalls war regelrecht entrüstet, weil einige Bekannte, die er zu der Wanderung eingeladen hatte, diese einmalige Chance nicht ergreifen wollten: Seiner Meinung nach ließen sie eine *frigida incuriositas* erkennen, eine „kühle Teilnahmslosigkeit“ und Mangel an Neugier.²⁷

Der vollständige Name von Bolton in Lancashire, der vormals unabhängigen Stadt, in der ich geboren wurde und aufgewachsen bin, ist „Bolton-le-Moors“, was von der

mittelalterlichen Stadtpfarrei gleichen Namens herrührt. (Dass Bolton inzwischen vom Großraum Manchester „geschluckt“ wurde, ist im Übrigen fast so unbegründet wie Putins Annexion der Krim.) Als junger Bursche habe ich viele glückliche Tage damit zugebracht, über die Heidellandschaft rund um Bolton zu streifen (die *moors* aus dem mittelalterlichen Stadtnamen), dabei die Kraft in meinen Beinen zu spüren, mich in Nebel und Regen zurechtzufinden – und über den „richtigen Weg“ für das Leben im Allgemeinen nachzusinnen.

An lauen Sommerabenden konnte man den Rivington Pike erklimmen, einen hohen Hügelkopf am Rand des Heidelandes, und zusehen, wie die Sonne in der fernen Irischen See versank. Meist war dann auch die Spitze des Blackpool Tower zu sehen, 40 Meilen – gut 65 Kilometer – entfernt, am anderen Ende der flachen Halbinsel Fylde. Und wenn dann der Lichteinfall und die Luftfeuchtigkeit genau richtig waren, konnte man am Horizont gerade so auch noch die dunklen Umrisse der Isle of Man ausmachen. Das war für mich damals „der Westen“. Irgendwo hinter dem Horizont lag Irland, hinter Irland der Atlantik und jenseits des Atlantiks – Amerika! Über viele Jahre hinweg verlockte mich jedoch nichts, über das Meer nach Westen zu gehen. Und auf der Isle of Man bin ich bis heute nicht gewesen.

Wenn ich nun also auf dem Gipfel des – immerhin rund 360 Meter hohen – Rivington Pike hockte, neben dem Aussichtsturm und mit Blick auf einen feuerroten Sonnenball, der langsam im dunklen Wasser versank, dann gab mir das zugleich Gelegenheit, ein wenig über meinen eigenen Ort in der Galaxis nachzudenken. Natürlich war es verlockend, dem jahrtausendealten Denkfehler der Menschheit nachzugeben und zu glauben, dass es *die Sonne* war, die sich bewegte, während ich selbst, der Aussichtsturm neben mir und der Hügel, auf dem er stand, an Ort und Stelle blieben. Aber irgendwann hatte ich

einmal im Schulunterricht von jener großen Entdeckung gehört, die mit dem Namen Nikolaus Kopernikus verbunden ist: dass nämlich *die Erde* um eine statische Sonne kreist. Tatsächlich raste ja nicht nur die Erde mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 30 Kilometern pro Sekunde um die Sonne, sondern drehte sich gleichzeitig um ihre eigene Achse, was uns den Wechsel von Tag und Nacht bescherte. Und das mit einem geradezu höllischen Tempo: Auf etwa 53 Grad nördlicher Breite fuhr Rivington Pike (mit mir, dem Turm und der gesamten Erdoberfläche samt Atmosphäre) mit einer Geschwindigkeit von gut 965 Kilometern pro Stunde durch das All. Das konnte man zwar nicht spüren; aber wenn der Wind einem ins Gesicht blies, konnte man sich den Luftwiderstand der Atmosphäre wenigstens vorstellen. Und schloss man die Augen, dann fiel es nicht schwer, sich auszumalen, was „wirklich“ geschah: Ihrer vermeintlichen Bewegung zum Trotz hing die Sonne vollkommen still an ihrem Ort, während der Hügel samt Besatzung in einer weiten elliptischen Flugbahn durch das All auf und davon brauste. Ohne es direkt wahrnehmen zu können, war ich der Reiter einer gewaltigen planetaren Doppel-Schubbewegung – einer größeren um die Sonne, einer kleineren um die Erdachse. Das Einzige, womit man das vielleicht noch vergleichen konnte, waren die komplexen Dreh- und Schraubbewegungen auf den blinkenden Fahrgeschäften, die bei der alljährlichen Neujahrskirmes von Bolton die Hauptattraktion ausmachten. Dort gab es ein großes Karussell, das sich um einen Mittelpfosten drehte, während die einzelnen Gondeln – wir nannten sie „Wirbler“ – zugleich um ihre eigene Achse rotierten.

Wesentlich häufiger jedoch zog es mich nicht nach Westen, sondern in die entgegengesetzte Richtung, und dann stürzte ich mich in die wilden, geheimnisvollen Heidemoore im Landesinneren. Wenn ich an der Ostflanke des Winter Hill stand, konnte ich mühelos den Peel Tower

auf dem Holcombe Hill bei Ramsbottom ausmachen sowie, etwas weiter entfernt, das düstere Band der Blackstone Edge, einer langgezogenen Felswand aus dunklem grobem Sandstein, die an der Grenze zwischen Lancashire und Yorkshire liegt. Bevor die Ära der Autobahnen anbrach, war Yorkshire, dessen Einwohner damals noch allgemein als „Tykes“ bekannt waren, eine seltsame und wenig zugängliche Gegend, wo die Leute nur mit Grabesstimme sprachen und aus Prinzip in der Mitte der Straße fuhren. Das war – für mich, wohlgemerkt – die Exotik des „fernen Ostens“. Jenseits von Yorkshire lag die Nordsee und am anderen Ufer der Nordsee, wie ich wusste, das europäische Festland. Wenn Rivington Pike also mein persönlicher Sonnenuntergangs-Tempel war, dann war der Osthang des Winter Hill das Observatorium des Sonnenaufgangs. Man konnte dort herrlich zwischen Heidekraut und Grasbüscheln sitzen, den Lerchen und den Brachvögeln lauschen und dem noch jungen Tag bei seinem allmählichen Anwachsen zusehen, bis er alle Höhenzüge und Täler der Pennines – Englands gebirgigem Rückgrat – im hellen Sonnenlicht gebadet hatte.

Das also war das Wunderland meiner Kindheit und Jugend. Es gab keinen besseren Ort, um sich in Zeit und Raum zu orientieren – und das alles direkt vor meiner Haustür! Ich stieg einfach in den Bus Nummer 19 oder 20 nach Doffcocker (oder noch weiter hinauf bis nach Montserrat) und stiefelte dann entlang der alten Straße nach Chorley an den Zäunen der Schafweiden vorbei. Unten sah ich den gewaltigen Moloch der alten Industriemetropole Manchester liegen, wo Millionen von Menschen zusammengepfercht waren. Vor mir jedoch lockten der klare, offene Himmel, eine leichte Brise, die von den Hügeln strich, und die Leere – selige, vollkommene Leere. Nach etwa einer Meile bog ich auf den Pfad ab, der gegenüber dem Pub *Jolly Crofters* am Bottom o'th' Moor zum Steinbruch hinaufführt, dann immer weiter hinauf

zwischen Trockensteinmauern, bis ich, vor Anstrengung und freudiger Erwartung schon leicht außer Puste, auf die hohe, windgepeitschte Heide hinaustrat – als Herr über alles, was ich sah.

Schon früh war mir bewusst, dass meine Freiheit, nach Lust und Laune über Moor und Heide zu streifen, ein Privileg war, das es während der Kindheit meines Vaters beispielsweise noch gar nicht gegeben hatte; und in der Tat waren meine eigenen jugendlichen Ausflüge, wenn man es ganz genau nimmt, illegal. Bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein blieben die braven Bürger von Bolton gezwungenermaßen zu Hause hocken, bis sie im Qualm ihrer eigenen Kohleöfen beinahe erstickten, denn die Familie Bridgeman (geadelt mit dem Titel der Earls of Bradford), der das Heideland rund um die Stadt gehörte, wollte dieses als Jagdrevier für Moor- und Rebhühner der Öffentlichkeit vorenthalten. Das Thema lag auch William Cobbett sehr am Herzen. Zu seiner Zeit konnte man für das widerrechtliche Erlegen eines Stücks Federwild nach „Van-Diemens-Land“ deportiert werden – in das heutige Tasmanien –; auf Widerstand gegen den Wildhüter stand gar die Todesstrafe. Cobbetts Entrüstung ist also vollkommen gerechtfertigt:

Es heißt (und ich glaube es aufs Wort), dass in England eine größere Zahl von Männern wegen Verstößen gegen die Jagdgesetze inhaftiert sei, als in Frankreich (mit seiner mehr als doppelt so großen Bevölkerung) wegen aller möglichen Verbrechen zusammengekommen. Als sich ob der an den Priestern und den hohen Herren Frankreichs verübten Grausamkeiten ein lauter Aufschrei erhob ..., musste Arthur Young bloß daran erinnern, welche Grausamkeiten unter dem Deckmantel des Jagdrechts am [französischen] Volk verübt worden waren: Wie viele hatte man nicht zu Galeerensklaven gemacht, weil sie

Rebhühner, Fasane oder Hasen getötet oder ihnen auch nur nachgestellt hatten!²⁸

Nachdem dann ein neues Jagdgesetz, der *Game Act* von 1831, erlassen worden war, der sowohl die Registrierung aller Wildhüter als auch feste Schonzeiten für das Wild vorsah, verlegte der Protest sich eher auf Problembereiche wie das Zugangs- und Wegerecht sowie die entsprechenden Strafen für das unbefugte Betreten von Privatgrund.

Ich bin durchaus stolz darauf, dass mein Onkel Don – Donnie Davies, der Cricketspieler und Journalist, der bei dem großen Flugunglück von München im Februar 1958 ums Leben kam – bei den Massenprotesten, die schließlich zur Öffnung der *Pennines* rund um Bolton für die Allgemeinheit führten, eine entscheidende Rolle gespielt hat. Bereits 1910 – da war er gerade achtzehn Jahre alt – errichteten er und seine Mitverschwörer unter fadenscheinigem Vorwand ein Mahnmal an dem uralten Pfad, der über den Winter Hill führt. Irgendwo in den Akten hatten sie den Fall eines schottischen Kesselflickers namens George Henderson aufgetan, der auf der Heide von Rivington Moor im November 1838 „meuchlings ermordet“ worden war – und bekamen doch tatsächlich die Genehmigung, dem armen Mann ein Denkmal zu setzen: „Zum ewigen Gedenken an ...“ Unter den gestrengen Blicken von Polizisten und Wildhütern mühten die geschichtsbeflissenen jungen Männer sich den steilen Pfad hinauf, der von Belmont aus bergan führt; ein Esel zog den Karren mit dem schweren Pfosten aus Gusseisen, an dem die Plakette angebracht werden sollte. Doch kaum war *Scotchman's Stump* – „der Schottenstummel“, wie das Denkmal noch heute im Volksmund heißt – fest in seinem Fundament verankert, kaum hatte die eigentliche Zeremonie zu seiner Enthüllung begonnen, da erschienen entlang der Kuppe des Moores Hunderte wild